

Unterhaltungs-Beilage

Blitz Der Roman eines Wolfshundes

VON
H. G. EVARTS
COPYRIGHT 1927 BY GEORG MÜLLER
VERLAG, MÜNCHEN.

71

Zwei Gefühle bekämpften sich in Blitz und stritten erbittert um den Besitz seiner Seele. Des Hundes angestammter Trieb, der Sklave des Menschen zu sein, fühlte sich gebremst durch das Entsetzen und den Abscheu des Wolfes vor allem was Mensch heißt, sowie durch sein unwiderstehliches Verlangen nach dem wilden Leben in den freien Bergen. Doch der Hund war stärker als das mahnende und widerstrebende Karibier. Angelockt von dem Zauber der Frauenstimme, trotz er Zoll um Zoll näher, bis das Mädchen ihn endlich berührte.

Sowie ihre sanften Hände über sein Fell glitten, war alle Wildheit verschwunden. Liebesbedürftig schmiegte er sich an sie, die ihre Arme um ihn schlang und ihn gütlich an sich zog.

„Kauf mir nicht wider davon wie damals,“ bat sie. „Bleib bei mir, Blitz! Eine zweite solche Nacht allein zu sein, könnte ich nicht überleben. Nicht wahr, du bleibst bei mir, Blitz?“

Der stehende Ausdruck ihrer Stimme wirkte gebieterischer als alles andere. Sein Verlangen nach Kameradschaft hatte in der Angst und Not dieses Mädchens ein lebhaftes Echo gefunden.

Er spürte ihre Hilflosigkeit und den versteckten Ton der Furcht in ihren Schmeichelworten. Das Mut seiner Väter, die von altersher bereit gewesen waren, ihr Leben für den Menschen zu opfern, erwachte in ihm, zugleich ein Gefühl der Verantwortlichkeit für die Sicherheit dieses Mädchens, begleitet von dem Verlangen, alles zu bekämpfen, was sie bedrohte.

Aber auch jetzt war er noch nicht sicher, daß sie dieselbe war, die er in jener Nacht getroffen hatte. Erst als mit der Freude über seine Anwesenheit auch etwas von ihrer früheren Heiterkeit wiederkehrte, war er völlig beruhigt.

Sie konnte lange nicht einschlafen. Blitz fauerte sich an ihrer Seite nieder. Das Gefühl der Verantwortlichkeit, das sich eben seiner bemächtigt hatte, hielt alle seine Sinne wach. Jedes ferne Geräusch beantwortete er mit einem misstrauischen Knurren; das Wellen einer Egluh ließ ihn aufspringen und davonrauschen. Er vertrieb den Sündenfriede und lehnte stolz zu dem Mädchen zurück. Er wußte sehr gut, daß der Ech harmlos war wie eine Maus. Doch er tat dies nur, um dem Mädchen zu beweisen, daß niemand ihr weh tun dürfe, solange er bei ihr war.

„Ach, es wäre doch schön, wenn du bei mir bleibest, Blitz!“ seufzte sie. „Die Einsamkeit würde nicht so schrecklich sein wie früher, da ich dich nicht hatte.“

Endlich schlief sie ein. Der Wolf hielt Wache.

Neuntes Kapitel.

Ihr Ruheplatz war ein Felsblock, in dessen Nähe ein kleiner Gebirgsbach rauschend in die Tiefe stürzte. Zu beiden Seiten ging es steil aufwärts. Die schroffen Abhänge waren von struppigem Nadelgehölz besetzt, das von einer geradzue tropischen Dichte war. Es gab ein Gewirr von Baumstämmen, die der Sturm geknickt und zur Erde geworfen hatte; manche, die keinen Platz am Boden gefunden hatten, lehnten schräg an ihren aufrechten Nachbarn. Ein dicker Teppich von Moos bedeckte Erde und Felsen und hing in wirren Fetzen von den Bäumen.

„Das schien mir der schönste und friedlichste Fleck auf Erden, als ich zum erstenmal hier weilte.“ Ein leises Bittern überlief das Mädchen, während sie umherblickte. „Nun ist alles so dunkel und traurig. Ich muß nicht bei Sinnen gewesen sein, daß ich mich zu so etwas entschloß. Doch ich hatte ja keine Zeit, zu überlegen; ich war zu sehr verwirrt, um klar denken zu können. Es gab keinen Menschen, der mir hätte raten wollen und ich handelte, so gut ich es eben verstand.“

„Schließlich bin ich froh, daß wir so weit sind!“ Sie zeigte auf den Abhang. „Dort müssen wir hinan, in einigen Minuten sind wir oben. Ich fühle mich recht schwach, habe seit drei Tagen nichts Warmes gegessen und knapp war es auch. Ich konnte mich nicht mit viel Gepäck abschleppen.“

Sie hing sich die Reisetasche um, in der ihre bescheidenen Vorräte untergebracht waren; die gerollte Decke legte sie über die Schulter; dann begann sie den Abhang zu erklimmen.

Zweihundert Yards ging es sehr steil aufwärts. Mähjam arbeitete sich das Mädchen und der Hund durch das Gewirr übereinanderliegender Baumstämme, als Blitz überrascht haltmachte. Vor ihm zeigte sich plötzlich eine kleine Senkung, in deren Mitte eine Hütte stand. Er konnte es sich nicht erklären, daß seine Nase ihn nicht vorher gewarnt hatte. Ungläubig starrte er hin, er wollte seinen Augen nicht trauen. Die Hütte war seit langer Zeit unbewohnt und hatte allen menschlichen Geruch verloren. Misstrauisch und widerwillig folgte er dem Mädchen. Jedes Paar an seinem Körper war gestäubt, jeder Nerv suchte in seinen Gliedern, deren Muskeln gespannt und zu sofortiger Flucht bereit waren. Er hatte ein Gefühl wie ein Knabe, der ein verurteiltes Schloss betreten soll.

Das Mädchen hob einen schweren hölzernen Türriegel und trat ein; Blitz weigerte sich ihr nachzufolgen. Er schlich rund um die Hütte, beroch jeden Pfad und voller Aufregung suchte er das seltsame Geheimnis dieses Hauses zu ergründen, auf das er so ungewarnt gestoßen war.

Es war eine roh gezimmerte Blockhütte, deren Tür aus Tannenholz in eschledernen Angeln hing; überdeckt war sie mit fünf Zoll starken Pfosten, auf die eine Schicht Erde gehäuft war.

Nachdem Blitz sich überzeugt hatte, daß dieser sonderbare Ort keine Gefahrenberge, folgte er dem Mädchen in das Innere. Der Herd bestand aus flachen Steinen, die durch hart gebrannten Lehm zusammeng gehalten wurden. Das mehr als bescheidene Mobiliar, aus Nichtenbrettern roh zugehauen, stand auf Beinen von vermittlertem Eschenholz.

In der Stube spürte Blitz einen schwachen Geruch, der doch irgendwo an Menschen erinnerte. Er ging von den Lebensmitteln aus, die dort aufgestapelt waren. Auf dem Fußboden standen Mehl, Bohnen und Reis, zum Schutz vor den gefräßigen Ratten in nahezu luftdichten Büchsen verschlossen.

Das Mädchen sammelte Reisig und entzündete ein Feuer im Herde. Nachdem sie aus einer nahen eisalten Quelle einen kleinen Eimer Wasser geholt hatte, ging sie daran, über dem offenen Feuer die Mahlzeit zu bereiten.

Früh senkte sich der Abend über die Schlucht. Bevor sie zu essen begann, trug sie noch einen großen Haufen Holz zusammen.

„Das Herdfeuer ist unsere einzige Beleuchtung, Blitz,“ sagte sie. „Er bekam einen gehörigen Teil der Mahlzeit vorgelegt, doch Selochtes war nicht nach seinem Geschmack.“

Seit Blitz die Nacht zuvor seine angebetete Göttin gefunden hatte, war er keinen Schritt von ihr gewichen. Nun aber quälte ihn der Hunger und winselnd fragte er an der Tür, um so dem Mädchen anzuzeigen, daß er hinaus wolle.

„Wo ist denn dein Herr, dieser Moran?“ fragte sie. „Er muß irgendwo in der Nähe sein, sonst wärst du auch nicht hier. Ja, aber wenn ich dich hinauslasse, gehst du mit zu ihm durch. Ich will, daß du bei mir bleibst, bis Vater Kinney kommt.“

Blitz wiederholte sein Krähen und Winseln.

„Eigentlich sollte er schon hier sein,“ fuhr sie fort. „In ein, zwei Tagen ist er sicherlich zurück. Dann darfst du gehen. Bis dahin aber heißt es hierbleiben, Blitz!“

Sein Winseln und Krähen wurde so eindringlich, daß sie sich endlich widerstrebend erhob, um ihm die Türe zu öffnen. Sie ließ sie halb angelehnt, damit er gegebenenfalls wieder herein könne.

„Laß mich nicht im Stich, Blitz! mahnte sie, während der Hund hinausgeschlüpfte.“

Nach eilte Blitz den Abhang hinunter und trabte bis zum Ausgang der Schlucht. Es dauerte nicht lange, so hatte er eine Egluh aufgespiert, die zugleich die nahebe Gefahr mitterte und mit geblähten Rüstern den schrecklichen Wolfsgeschrei einfog. Sie wandte sich zur Flucht — doch zu spät. Schon stürzte mit unheimlicher Geschwindigkeit eine Schattengestalt aus dem Gehölz herab.

geentleiben; sie ging zur Türe, rief und driff, in der Nacht, Bly zurückzuladen. Aber keine Antwort kam aus dem dunkeln Walde. Sie gab die Hoffnung auf und war überzeugt, daß er zu seinem Herrn zurückgekehrt sei.

Mit eifriger Faust umfaßte sie abermals das Gefühl schredlicher Verlassenheit, als sie beim Feuer saß, in der trüben Gewißheit, daß sie bis zum Morgen kein Auge schließen werde. Das öde Schweigen erfüllte sie mit Grauen. Sie faltete die Hände, sie wollte beten, daß diese mörderische Stille ein Ende nehme — da erscholl ein Schrei, der sie bis ins Innerste erbeben ließ. Und ein inbrünstiges Gebet rang sich von ihren Lippen, das um Schutz vor diesem neuen Schrecken flehte.

Nochmals erscholl der Schrei, diesmal ganz nahe. Darauf ein plötzlicher Schlag gegen die Türe — entsetzt fuhr das Mädchen auf —, dann ein heftiges Winseln und ein wildes Scharren. Zitternd öffnete sie — es war Bly. Rasch schloß sie hinter ihm wieder ab. Ein Strom der Erleichterung kam über sie wie Gottesseggen. Sie schlang ihre Arme um den Hund.

„Armer Bly,“ sagte sie. „Armer Bly! Die Furcht hat dich zurückgejagt. Gott sei Dank, daß dir's geglückt ist, zu entkommen, alter Knabe.“

Bly schien nicht im geringsten beunruhigt, im Gegenteil, er ließ sich gemächlich beim Feuer nieder, dehnte und spreizte sich und hingelte das Mädchen zufrieden an. Er war in milder Stimmung, denn er hatte vorzüglich geschmaust. Seine gelassene Ruhe teilte sich allmählich auch dem Mädchen mit. War doch kein Benehmen die beste Gewähr, daß keine Gefahr drohe.

Sie breitete ihre Decke auf die Schlafbank. Noch nie war ihr das Lager so weich erschienen. Das letzte, was ihre müden Augen erblickten, ehe sie sich zu einem Schlaf tiefster Erschöpfung schlossen, war der Hund, der friedlich am Herdfeuer schlummerte. Wie gut war es, daß sie die Wahrheit nicht ahnte; daß dieser marktschütternde Ruf Bly's beschwörende Botschaft an eine längst verlorene Gefährtin war, herbeizukommen und mitzuschmausen.

Es war schon heller Tag, als des Hundes rastloses Auf- und Ablaufen sie aus festem Schlaf erweckte. Nach dieser Nacht auf den harten Brettern schmerzten sie alle Knochen im Leibe und sofort nach dem Frühstück holte sie Tannenreisig, um das Bett weicher zu machen.

Am frühen Nachmittag wurde sie des untätigen Sitzens müde und ging mit Bly spazieren. Eine halbe Meile von der Hütte entdeckte sie eine tote Elchkuh, deren Kehle von fürchterlichen Zähnen zerfleischt war. Mit Bestimmtheit nahm sie an, daß dies das Werk des Raubtieres war, dessen Schrei sie nachts so erschreckt hatte.

Sie hatte die Lust verloren, weiter zu gehen, und eilte nach Hause. Gegen Abend ging sie zur Quelle, Wasser zu holen. Eben nierte sie nieder um zu schöpfen, da erblickte sie Bly, wie er von der gegenüberliegenden Seite auf sie zugeht. Es war ein ganz eigenartiges, diebisches Schleichchen, mit dem er sich näherte. Ein listiges Funkeln flackerte in seinen gelben Augen. Auf zwanzig Schritte tat er einen Sprung, getadelt so auf sie zu. Ein plötzliches Flügel schlagen — ein Waldhuhn flog auf und wurde im selben Augenblick durch seine mächtige Taube zur Erde geschmettert. Trommelnd schlugen die Schwingen den Boden. Bly hielt den Vogel fest und löpste ihn mit einem einzigen Biß.

Volle zehn Sekunden blühte sie wie gebannt auf dieses wilde, faszinierende Schauspiel, dann schnellte sie empor, stief auf Bly zu, der schon zurückwich, wie wenn er fürchtete, ihren Unwillen erregt zu haben. Doch sie nahm bloß das Huhn an sich und kein Ton des Vorwurfses war in ihrer Stimme.

„Bieber Bly, nicht wahr, es ist gar nicht schön von mir, dir dein Nachtmahl zu nehmen, aber ich habe kein Fleisch; Bohnen, Reis und Zwieback sind gar trocken und Huhn esse ich zu gern, wir wollen teilen.“

Sie trug den Vogel in die Hütte, rupfte ihn, behielt für sich das weiße Brustfleisch und gab Bly den Rest. Diese weibliche Tyrannei war ihm nicht neu. Oft hatte sich Silber ebenso benommen, wenn er irgendwelches appetitliche Kleinzeug erhascht hatte.

Am nächsten Tag wilderte Bly in der Nähe der Hütte und fing abermals ein Huhn. Während er den Kopf abbiß und verschluckte, durchfuhr ihn plötzlich ein Gedanke — er zerriß den Vogel nicht.

Hatte er doch einen ganzen Monat lang, nachdem Silber Mutter geworden war, Familienhalter sein müssen, und diese strahlende Göttin, die jetzt seine einzige Liebe war, hatte ihm gestern das Huhn weggenommen!

Er nahm den Vogel ins Maul und trabte zur Hütte. Nach den Erfahrungen seines Gelebens mit Silber schien es ihm nur

natürlich, daß er seine Liebe zur Hölle der neuen Gefährtin trug. Vor den Füßen des Mädchens ließ er das Huhn fallen. Durch den Glanz in ihren Augen, durch den Ton herzlicher Liebe in ihrer Stimme fühlte er sich lausendfach begahlt.

„O Bly, mein alter Liebling, du willst mich füttern?“ rief sie aus. „Du bist doch der tüchtigste Hund auf Erden, ich beneide diesen Moran, du mußt mir gehören, Bly!“

Diese Nacht kratzte Bly wieder an der Türe, um hinausgelassen zu werden. Bald danach hörte das Mädchen denselben schrecklichen Ruf wie zwei Nächte zuvor. Bly hatte einen jungen Elch gerissen und diesmal galt sein Schrei dem Mädchen, nicht mehr dem verschwundenen Silber.

Doch er war durchaus nicht sicher, daß sie seiner Einladung Folge leisten werde. Deshalb fraß er hastig, bis er satt war; dann ging er daran, einen Hinterschensel abzutrennen. Mit seinem messerscharfen Zähnen drang er bis zum Knochen ins Fleisch, hierauf packte er beim Fuß an, hob das Bein im rechten Winkel hoch, um es aus dem Hüftgelenk zu reißen.

Er arbeitete unermüdet, durchbiß bald die Sehnen, bald zerrte er mit aller Kraft am Fuß, und endlich war der Schenkel losgetrennt.

Er wog vierzig Pfund, ein Gewicht, das er oft genug für Silber und die Jungen heimgeschleppt hatte. Er nahm das schwere Ende in den Nacken, den Fuß ließ er am Boden nachschleifen. So machte er sich auf den Weg zur Hütte. Wie paar Schritte, wenn die Last sein Genick ermüdet hatte, rastete er; manchmal packte er auch beim Fuß an und schleppte das schwere Ende nach.

Das Mädchen saß in der Hütte und wunderte sich über sein langes Fernbleiben. Da vernahm sie ein sonderbares zerrendes Geräusch, das mit dumpfem Gepolter abwechselte. Es war Bly, der sich mit dem schwerem Schenkelstück den Abhang hinaufarbeitete und in dem dichten Gestrüpp seine Last rudeweise bald über, bald unter gefallenen Baumstämmen hinwegschleifte.

Er meldete sich bei der Türe, sie öffnete. Mit der Rehrseite voran trat er ein, sein Geschenk über die Schwelle schleppend.

Das blutige Ende des Schenkels war ganz beschmutzt von Erde und Tannennadeln. Angewidert wusch sie zurück. Sie konnte nicht wissen, daß Bly diesen Elch eigens für sie getötet hatte, und mußte vermuten, er habe irgendwo ein Has gefunden.

In ihren Augen funkelten Tränen, während sie den Treuen anerkennend streichelte.

„Bist ein guter Verfolger, Bly,“ lobte sie ihn. „Du willst nicht, daß ich bei Bohnen und Reis verkomme!“

Er schwelgte zwar in dem Bewußtsein, seiner lieben Herrin eine Freude gemacht zu haben, gleichzeitig aber erkannte er auch, daß sie sich vor seiner jüngsten Gabe einigermassen ekelte. Daß sie Fleisch gerne aß, wußte er. Also hatte er gewiß nicht das richtige gebracht. Er verübte es ihr keineswegs, daß sie so wählerisch war und wollte versuchen, ihren Geschmack besser zu treffen.

Für ihn bestand die Tierwelt, so weit sie zum Fraße diente, aus zwei Gruppen. In die erste und weitaus wichtigste gehörten die großen Exemplare, in die zweite alles Kleinere und Geflügel. In dieser Gruppe gab es einige Tiere, deren Fleisch er gar nicht mochte und nur im äußersten Fall berührt hätte. Seine Herrin nun schenkte das Fleisch der kleineren Gattung zu bevorzugen. Die folgenden zwei Tage war er unermüdet auf Jagd, so wie seinerzeit für Silber und die Jungen. Die Hölle mußte mit Fleisch versorgt werden.

Das Mädchen wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte, angesichts der ständig wachsenden Auswahl von Wild, das sich in der Hütte häufte. Waldhühner, Kaninchen, Murmeltiere, ein Warber, eine Wanderratte und eine ganze Familie von kleinen gestreiften Badenhörnchen waren auf der Liste der kleinen Kreaturen, deren Leben seiner Liebe für das Mädchen zum Opfer fiel.

Seine Intelligenz gab der eines Menschen nichts nach. Deshalb zögerte sie, seine Geschenke wegzurufen, um ihn ja nicht zu beleidigen. Erst wenn er auf der Jagd war, warf sie die unerwünschten Stücke in tiefe Spalten des Felsengerölls.

Doch wie die meisten Menschen unterschätzte auch sie weitaus den Geruchssinn des Tieres. Bly witterte die Spur eines Huhns, auch wenn sie zwei Stunden alt war. Ein Kaninchen trägt ein halbes Zoll Haare auf den Füßen und doch konnte des Hundes Nase seine Spur auf gefrorenem Boden, ja sogar auf glattem Eis auffinden, mit derselben Leichtigkeit, wie der Mensch eine Fährte im weichen Schnee verfolgt.

Er hatte nur dreißig Schritte weit zu gehen, um ganz genau den Ort festzustellen, wo das Fleisch hingelommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Emil Klauwiebe stand mit pfiffigem Gesicht vor dem Untersuchungsrichter. — „Wollen Sie nicht den Einbruch eingestehen, Klauwiebe? Es kommt schließlich doch heraus.“

Nun grinst Emil frech. „Det will id Ihnen nich antun, Herr Kriminalrat, denn wenn id et zusehen würde, müßten Sie mir bei det seine Alibi doch loofen lassen. Sie müßten sagen, der Klauwiebe lügt und — na, Herr Kriminalrat, peinlich wäre doch det für Sie?“

Der Untersuchungsrichter zog die Stirn kraus, aber in seinen Augen blühte es auf, als er abschließend auf die Frechheit erwiderte: „Das Alibi ist allerdings vorhanden, aber ich muß sagen, wenn Sie eingestehen, so halte ich das für glaubhafter als die Zeugenaussagen der Ihre Unschuld. Immerhin, wenn Sie darauf bestehen, es nicht gewesen zu sein, dann vielleicht ein andermal.“

„Id halte mir bestens empfohlen, Herr Kriminalrat, immer gern zu Ihren Diensten. Kann ich nu jehn?“

Der Untersuchungsrichter, der die Unvorsichtigkeit der Zünftigen gedenkt war, nickte. — „Wiedersehen“, sagte Emil, machte eine tiefe Verbeugung und verschwand. . . Der Richter klingelte. —

In Berlin NO liegt irgendwo eine Kellerbestelle, die Anton Pittschpan gehörte, und die im Kreise der dufften Jungen „Der schmierige Köffel“ genannt wurde. Das war Emils Stammkneipe und die seiner Freundschaft. Anton Pittschpan war ein ansehnlicher Mann; er ging stets ordentlich gelleidet und machte auch jedes Jahr eine große Reise in die Schweiz, Südtirol oder so. Stets nahm er seine Frau mit, nur war es allemal eine andere.

Anton paßte eigentlich gar nicht in das Lokal, und doch war er der Vater seiner Gäste, mochten diese nun Gentleman, Hochstapler, Taschendiebe oder Einbrecher sein. Ein Vater will ja immer das Beste seiner Kinder; das wollte Anton ebenfalls und bekam es auch für ein Billiges. Die Leute schimpften zwar, aber sie gaben ihm den Ertrag ihrer Arbeit doch, denn bei Anton hatten sie keine Scherereien, und zuverlässig war er auch.

Seute abend ging es hoch her, denn Emil Klauwiebe feierte mit seinen Eideshelfern das Fest des glücklichen Alibis.

Am Tisch neben der Tür saßen ein paar armselige Taschendiebe, am Tresen unterhielt sich Anton mit einem Kavaliere, und in der Ecke tuschelten zwei schwere Jungen miteinander. Schließlich kam noch ein dorb angezogener, finstler aussehender Kerl herunter und nahm Anton bei Seite; man sah eine goldene Kette. — „Det hab id jefunden.“

Pittschpan musterte den Ankömmling von oben bis unten genau, der sah einwandfrei niederträchtig aus. „Na, und?“

„Die is unter Briekern jutzig Emmchen wert.“

„Bist wohl mull! Die plattiert is se, da schmilzt nich für zehn Mark Gold ranter; sieben Gram wolt id jeben.“

„Aber da is doch der Goldtempel.“

„Die fahet nicht nich, uff den Schwindel fall id nich rein.“

Der Ankömmling zögerte, aber sein Verstand war bereits stark umnebelt, er sagte „Ger damit“, und Emil nickte seinem Freunde Anton hinter dem Rücken des Bezechten vertraulich grinsend zu. —

Der Kerl nahm das Geld, setzte sich und begann ganz lässlich Schnaps und Bier zu trinken, sang zwischendurch einige gemeine Lieber und pennie dann am Tische ein.

Hierauf hatte Emil Klauwiebe gewartet, er rebete auf seinen Tischgenossen Ede Sänflich ein. Der war begeistert, aber auch etwas ängstlich: „Is det nich 'n bißten jefährlich?“

Verächtlich blühte Emil den Genossen an. „Jefährlich für Dir, wo Du bloß Schmiere stehst? Und kannst ja ooch morgen früh hinjehen und Dir bei Tage det Jolande ansehen.“

„Is jut, Emil. id bin hei.“

„Woll id meenen. — Du, heute morgen det Pittke sehn müssen. Ede, wie id det Kriminal veralbert habe. Zum Stadtschlagen war det, wie er lockte vor But und wie er mir denn noch loofen lassen mußte — Hallo, wat is'n det?“

Der betrunkene Uhrkettenverkäufer war vom Stuhl gefallen und wurde nun vom resoluten Wirt zur Tür hinaus befördert. „Du bist hier in einem anständigen Lokal. Fursche, hier hast Du Dich zu benehmen, wenn Du kein Geld hast.“

Der Wirt war entschieden parteiisch, denn als sich Emil Klauwiebe und sein Freund Ede einige Stunden später in einer ziemlich ruppigen Verfassung befanden, sagte er nur „Kinder, amüsiert Euch“. — Antiquar gibt es bei den Brahmanen und im Berliner Verbrecherkeller. —

In der folgenden Nacht stieg Emil in der einsamen Villa durch das Parterrefenster. Das Haus gehörte dem reichen Herrn Vielwien, der in seinen nüchternen Stunden Liebhaber-Chemiker war und mit Hilfe eines Laboranten chemische Experimente anstellte, wenn er nichts anderes vorhatte. Er würde es vielleicht in der Chemie zu etwas gebracht haben, wenn sein Vater ihm nicht durch Stiefelwische ein übermäßig sorgenloses

Dasein gelöhert hätte. Seine Leidenschaft für Chemie war in dessen ebenso bekannt wie seine Leidenschaft für guten Portwein.

Und damit hatte Emil Klauwiebe gerechnet, denn er wollte, Herr Vielwien ging selten ohne die richtige Wetzschwere zur Ruhe, desgleichen sein Diener Fritz — die alte 250pfündige Köchin hatte stets, auch ohne Alkohol, Wetzschwere.

Also in dieses, durch die Götter des Weines und des Schlafes schlecht behütete Haus stieg bald nach Mitternacht Emil Klauwiebe ein. Auf dem Tisch des Herrensimmers fand er noch die Beuge des letzten einsamen Nachtrunkes Herrn Vielwiens, eine noch halb gefüllte Flasche Portwein nebst einem Glase. Emil blickte zum Fenster hinaus. Alles war in Ordnung, denn hinter der Buche im Vorgarten stand Ede, sein getreuer Eskort.

Hierauf näherte er sich dem Tische und ergriff die Flasche. Ohne Zeugen braucht man keine Bildung, und einen guten Portwein kann man immer vertragen. Emil setzte also gleich die Flasche an den Mund und tat einen mächtigen Zug. — „Na, id weest nich, det soll wat Jutet sind! En Leckerwagen mit Troddeln is mir lieber“, so sprach er zu sich selbst, und dann stand ein maßlos erschreckter Mann in Unterhosen ihm gegenüber.

Emil tat nicht im mindesten erschauert. Er zog einen Brautring hervor. „Wenn id die Ehre habe, Herrn Vielwien vor mir zu sehen — sehr angenehm; id heeje Graph und habe hier ein Jeshäft. Wenn Se mir Jeshäft leisten wollen, jut, nur erloben Se mal.“ Klauwiebe hatte ein Taschenmesser gezogen und die Le'ophon- sowie die Klingelleitungen durchgeschritten. — „So, nun sind wir unter uns, und wenn Se so jut sin wollen, können Se mir en bißten mein schweret Dankweel erleichtern.“

Herr Vielwien schien sich nun erst von der Ueberraschung zu erholen; aber obgleich ihm ein Einbruch ja nicht bis in sein Bankkonto drang, streckte er verzweifelt die Arme gen Himmel. . . „Menschenskind, Sie haben aus der Flasche getrunken. Ich bin ja gerade darum hergekommen, die hier wegzuholen und ins Laboratorium zu bringen.“

„Herr Vielwien, seien Sie nicht so geizig, lassen Sie sich morgen eine frische Flasche ins Laboratorium bringen.“

„Mensch, lassen Sie mich doch ausreden. In der Flasche ist ja Strichninn, damit woltte ich morgen meinen kranken Affen vergiften, der so gern Portwein trinkt.“

Emil Klauwiebe griff sich an den Bauch, er fühlte in den Ohren ein Säusen, und es flimmerte ihm vor den Augen. Stöhnend sank er auf einen Stuhl, der Brautring entfiel ihm. „Id bin hin“, murmelte er.

„Kann wohl sein, denn nun können wir auch keinem Arzt telephonieren.“

Emil schloß die Augen, kieß einen Verzweiflungsschrei aus und verlor das Bewußtsein. . .

Am nächsten Morgen trat der Kriminalwachtmeister Berner gleich nach Erscheinen des Untersuchungsrichters in dessen Zimmer.

„Hun?“

„Ich habe den Klauwiebe verfolgt und ihn als betrunkenen Dieb bei Anton Pittschpan belauscht. Ede sollte ihm helfen, den habe ich gestern früh beschattet, als er sich das Haus ansah, wo Emil einsteigen wollte. — Herr Vielwien trinkt gern Portwein, und da habe ich ihm gesagt, er soll mehrere Veronal-Tab'etten in die stehen gelassene Flasche werfen. — Welche gehorsamt, Emil Klauwiebe ist wieder hier.“

Der Untersuchungsrichter lachte über das ganze Gesicht. „Wah, brav, Berner. Passen Sie ihm kommen.“

Als Emil, dieses Mal durchaus nicht hoffärtig, im Zimmer stand, fragte ihn der Untersuchungsrichter: „Wie steht es mit dem Alibi?“

Das neue Buch

Der Irrgang der deutschen Königspolitik — die Lehren der Vergangenheit für die Zukunft. Von L. u. I. General der Infanterie Alfred Krauß. J. F. Lehmann's Verlag in München.

Man muß in gewissem Sinne den Mut bewundern, mit dem der L. u. I. General der Infanterie Alfred Krauß dieses Buch geschrieben hat, denn er behandelt in diesem neuen Geschichtswerk Fragen, die wohl bisher in nationalen Kreisen wenig oder gar nicht behandelt wurden. Man kann ja die Wahrheit so wenig vertragen, aber Krauß sagt sie, ohne jede Rücksicht, man möchte fast sagen, brutal. Aber bei aller Offenheit, mit der der Sieger von Jitsch und Tolmein an der Politik der Könige Kritik übt, mit der er die Einstellung der Bischöfe Deutschlands zu ihrem König darlegt und besonders die Stellung des Papsttums zum Kaiserthum schildert, klingt in den Zeilen die große Liebe mit, die er für das deutsche Volk empfindet. Aber auch Irrtümer, schwere Irrtümer sind dem Verfasser in seinem Buche unterlaufen, die nicht so ohne weiteres hingenommen werden dürfen und können. Krauß erklärt, es habe kein preussisches Volk gegeben und die Befreiungskriege seien nicht das Werk des preussischen Volkes gewesen. Diese Meinung ist ein großer Irrtum, um nicht zu

